



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

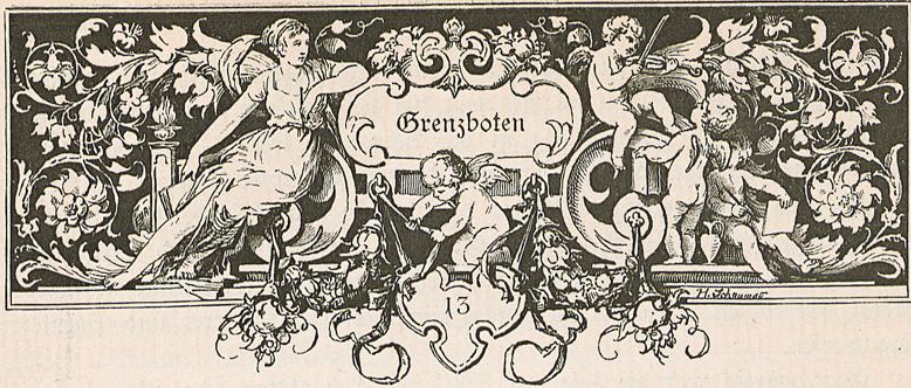
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutsche Einheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die deutsche Einheit



chon seit Jahresfrist ist von dem sich wieder stärker regenden Sondergeist im deutschen Vaterlande, von den erneuten Anläufen des Partikularismus gegen das Gefüge des Reiches die Rede. Einzelne Vorkommnisse des öffentlichen Lebens hie und da warfen unerwartet grelle Lichter auf den Drachen des Zwiespalts, der mit gierigem und giftigem Zahn aus dem Dunkel fuhr, und zeigten, daß der Schlummer des alten Ungetüms, weit entfernt, es allmählich in den Schlaf des Todes überzuführen, vielmehr dazu gedient hat, ihm die Kräfte zu neuen Heldenthaten zu stärken.

Es giebt nun Blätter im lieben Deutschland, die nach jeder Aufdeckung derartiger Vorstöße mit gut gemachtem Erstaunen sich nach den vermeintlichen Übelthätern umsehen, ohne sie jemals gewahr zu werden, die Angegriffenen dabei mit verdächtigem Eifer verteidigen und wohl gar, den Spieß umdrehend, auf die unliebsamen Berichterstatter als ewig nörgelnde und überall Unrat witternde Friedensstörer hinweisen. Hervorragend in dieser Kunst des Leugnens und Abwälzens ist namentlich ein vielgelesenes Münchner Blatt, und da es auf weite Kreise Süddeutschlands seinen Einfluß übt, so verlohnt es sich vielleicht, an der Hand von Thatfachen die Unschuldsbeteuerungen der betreffenden Zeitung einmal auf ihren wahren Wert zu prüfen. Hierbei habe ich Münchner Verhältnisse nicht bloß deshalb vorwiegend im Auge, weil ich diese aus eigener Anschauung kenne, sondern weil München naturgemäß im Vordergrund aller zentrifugalen Bestrebungen steht.

Allen ist wohl noch der Fall erinnerlich, daß eine in Preußen rechtsverbindlich geschlossene Ehe von dem höchsten bairischen Gerichtshofe für ungiltig erklärt wurde, und daß, als sich norddeutsche Stimmen erlaubten, ein

derartiges Vorkommnis im deutschen Reich als ungeheuerlich zu bezeichnen, fast die gesamte Presse Baierns mit Wut für diese köstliche Frucht bajuvarischer Rechtssprechung und Gesetzgebung in die Schranken trat. Und zwar wurde, um dem merkwürdigen Lichte, das von diesem Ereignisse ausging, nicht gar zu nackt und bloß gegenüberzustehen, die einfache Wahrheit der Geschichte mit einem Rüstzeuge von Darlegungen, Gründen, Erwägungen und Erklärungen umschleiert, daß ein redliches Gemüt schließlich nicht anders konnte, als wieder einmal dem bösen Preußen unerlaubte Einmischung, Zänkerelei und Stänkerei vorzuwerfen.

Gegenwärtig regt die Feier des siebenzigsten Geburtstages des Prinzregenten zu eigentümlichen Vergleichen an. Ich möchte hier um keinen Preis mißverstanden werden. Jeder echte Deutsche wird dem nicht bloß in Baiern hoch verehrten Fürsten, der in schlichter Treue seine Herrscherpflichten übt, alle Zeichen der Liebe, womit ihn seine Unterthanen beschenken und erfreuten, von Herzen gönnen, wird jubelnd in die Hochrufe der Seinen eingestimmt haben. Aber keinem konnte auch der grelle Abstand entgehen zwischen diesen Tagen rauschender Begeisterung, die sich in überaus glänzendem Schmuck der Straßen, in Fackel- und Huldigungszügen, in Festreden, Festessen und Festvorstellungen kundgab, den Tagen, die dem Landesherrn galten, und — dem Geburtstage des deutschen Kaisers. Damals, am 27. Januar, begnügte sich München mit einigen feierlichen Gastmählern hinter geschlossenen Thüren und vereinzelt Fahnen an den Häusern — blau-weißen, da die Reichsfarben der großen Mehrzahl überhaupt noch unbekannt oder — unangenehm sind. Von irgend welcher Teilnahme der Bevölkerung war nichts zu merken. Eine hochangesehene litterarische Vereinigung, die noch dazu das Wort „deutsch“ in ihrem Namen führt, hatte für den Abend eine gefellige Zusammenkunft veranstaltet. Man hätte meinen sollen, das Fest gelte dem Kaiser. Weit gefehlt! Wohl hörte man einen gelehrten Vortrag über chinesisches Schrifttum und Gedichte in oberbairischer Mundart, aber auch nicht den einfachsten Trinkspruch auf das Oberhaupt des Reiches, und schmerzlich wurde man von der ungeahnten Möglichkeit überrascht, daß sich am Kaisertage deutsche Männer versammeln können, ohne ihres Kaisers zu gedenken. Freilich steht München in diesem Punkte nicht vereinzelt da. In Strelitz und Neuß ä. L. verweigern ja evangelische Pfarrer den erbetenen Festgottesdienst, weil sie dazu keine „Instruktion“ haben!

Als jüngst die Kaiserin Friedrich ihre Reise nach Paris antrat, ergriff die Münchener Gesellschaft eine allgemeine Unruhe. War es etwa die Besorgnis, daß dem Vaterlande von dieser Reise ein Unheil, eine Demütigung drohe? Keineswegs! Die Münchner fürchteten für ihre Ausstellung. Sie fürchteten, daß die geliebten französischen Künstler ihnen untreu und durch die persönlichen Bemühungen des hohen Besuches zur endgiltigen Zusage, ihre

besten Werke diesmal nach Berlin zu schicken, veranlaßt werden möchten. Und was folgte an der Nar auf die bekannten Vorgänge in Paris, auf die Beschimpfung unsers Kaiserhauses und die schmachvolle Unterwerfung der Pariser Maler unter die Schreier der Gasse? Vielleicht, wie ein deutsches Herz vermuten möchte, die einer stolzen Regung beleidigten Volksgefühls entsprungene Bitte an die Herren von der Seine, nun auch München gütigst mit ihrer Anwesenheit zu verschonen? O nein — ein wahnsinniger, kaum nach außen sichtlich unterdrückter Jubel, daß Berlin eine Schlappe erlitten habe und die höhere Bedeutung der Münchner Ausstellung gerettet sei. Nun, wir können den Münchnern die Franzosen gönnen. Schon seit Jahren schwindet im Münchner Kunstleben mehr und mehr deutsches Wesen, deutsche Eigenart, um einer immer blöðern Nachäffung des Auslandes Platz zu machen. Seitdem in Paris die geniale Entdeckung gemacht worden ist, daß in der freien Natur eigentlich gar keine frischen Farben vorkommen, daß das umflutende Sonnenlicht über alle Gegenstände eine graue Tünche breitet, sahen auch die Münchner Maler plötzlich ihre Bäume, Häuser und Menschen wie unter einer dicken Staubschicht verborgen, und als man in Paris als würdigste Aufgaben des Pinsels den stumpfsinnigen Proletarier und das öde Blachfeld erkannte, trabten die hiesigen Künstler gehorsam hinterdrein. Die jährliche Überschwemmung der Ausstellungen mit Pariser Ware wird die deutschen Maler bei ihrer unglückseligen Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit alles Fremden bald um den letzten Rest eines selbständigen Kunstempfindens gebracht haben. Das scheinen die Wirklichgroßen unter den hiesigen Meistern, die Lenbach, Kaulbach, Grünzner, Defregger u. s. w. auch richtig zu fühlen. Denn schon im vorigen Sommer fehlten ihre Werke fast gänzlich an den Wänden des Glaspalastes. Eine Folge der Franzosendienerei war es auch, daß vor drei Jahren das herrliche Gemälde Ferdinand Kellers, die Apotheose Kaiser Wilhelms, bei der Preisverteilung hinter einem welschen Plein-air zurückstehen mußte, worauf Keller allerdings durch Verzicht auf den zuerkannten zweiten Preis die einzig richtige Antwort gab.

Vor Frankreich liegt man auch sonst hier — wie ein hochstehender Münchner sich neulich nicht gerade zart, aber treffend äußerte — auf dem Bauche. Es giebt noch Damen der Gesellschaft, die es für unfein halten, auf der Straße deutsch zu sprechen — freilich ist auch ihr Deutsch darnach! Andre müssen wenigstens zeigen, daß sie Französisch verstehen, und spicken ihre Rede mit den sadesten Brocken Pariser Boulevardjargons. Aber selbst im Volke kennt man für einzelne Begriffe, wie *lavoir*, *ombrelle*, *orange*, *charentier*, überhaupt keine deutschen Namen. In den Fenstern der Buch- und Kunstläden prangen die jüngsten Erscheinungen der französischen Litteratur, die Bervielfältigungen der Werke Meissoniers, Bougereaus und Bastien-Lepages, die Bildnisse französischer Tagesgrößen. Selbst Sarah Bernhardt, die in Deutschenhaß reisende

Komödiantin, schämt man sich nicht der Bewunderung preiszugeben, und ich wette, wenn sie hier aufträte, sie würde mit Gold und Lorbeerkränzen beladen heimkehren. Auf den Theaterzetteln der königlichen Bühnen machen sich die Chabrier, Ohnet, Pailleron und Sardou neben andern Ausländern wie Mascagni, Björnson und Ibsen breit, und vorigen Herbst konnte es geschehen, daß ich fünf oder sechs Tage lang mit einem Freunde, dem ich die vollendeten Auführungen des Residenztheaters hatte zeigen wollen, nicht ein einziges deutsches Stück zu sehen bekam. Das jüngste „Kind der Musen“ von Bedeutung war Ibsens „Hedda Gabler“; bei der unglaublichen Erscheinung, daß ein solches Machwerk Eingang auf einer Hofbühne gefunden hat, fragt man sich nur, warum dann Dumas berühmter und jedenfalls kurzweiligerer „Fall Clemenceau“ ausgeschlossen bleibt? In Verworrenheit und Verjunkenheit aller sittlichen Begriffe sind beide Werke einander völlig ebenbürtig.

Mit der knechtischen Bewunderung für Paris geht ein eifersüchtiger Haß gegen Berlin Hand in Hand — schon das obige Beispiel zeigte es. München ist Hauptstadt und Residenz, so gut wie Berlin. Berlin hat die fünffache Einwohnerzahl; das ist leider nicht wegzuleugnen. In allen übrigen Stücken kann und soll und muß es aber Ikar-Atthen der Nebenbuhlerin an der Spree mindestens gleich thun. Ja in den Köpfen echt bajuvarischer Bierphilister übertrifft es die Kaiserstadt bei weitem. Die Eifersucht raubt den Münchnern derart die Besinnung, daß sie auch vor der Lächerlichkeit nicht zurückscheuen. Daß Berlin durch musterhafte Verwaltung eine der reinlichsten Städte ist, weiß die Welt. Ebenso bekannt und von den Münchnern selbst durch zahlreiche Spott- und Klagerufe bestätigt ist der — gelinde gesagt — zweifelhafte Zustand der Münchner Straßen. Wagt es aber ein Fremder, diese öffentlichen Geheimnisse in Gegenwart eines Münchner Kindes zur Sprache zu bringen, dann wird ihm mit eindringlichster und nicht immer sanfter Beredsamkeit nachgewiesen, daß es in Berlin bei Regenwetter mindestens ebenso naß sei wie in München. Um das in den engen Straßen schier unerträgliche Geräusch zu mildern, würde man gern Asphaltpflaster einführen. Aber Berlin hat dieses Lustkunsftsmittel vorweggenommen, und Berlin etwas nachmachen — lieber stellt man den Münchner Säulen ein Armutzeugnis aus, indem man Unglücksfälle vorher sagt auf einem Boden, an den sich die Berliner Noßwelt nach kurzer Anpassung längst gewöhnt hat.

Das sind kleine, aber bezeichnende Züge für die Münchner Denkungsart, um so bezeichnender, wenn man das gegenseitige Verhältnis der Städte andrer Länder betrachtet. Ganz zu schweigen von Frankreich und England, wo die länger bestehende staatliche Einheit den Hauptstädten ein erdrückendes Übergewicht verschafft hat, möchte ich nur auf Italien hinweisen, dessen Einigungsgeschichte der unsrigen in so wesentlichen Stücken gleicht. Gewiß sind Mailand, Neapel und Florenz an sich nicht weniger bedeutend als Rom, in der Be-

völkerungsmenge diesem teilweise sogar überlegen. Dennoch ist das Bewußtsein davon, daß Rom die Hauptstadt ist und als solche die selbstverständliche Führerin auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Politik wie in der Wissenschaft und Kunst, der geistige Mittelpunkt, dem die Schwesterstädte sich gern und willig beugen, so alldurchdringend, jedem Italiener ein so unantastbarer Grundpfeiler seines Staatsgebäudes, daß wir Deutschen vor solchem Nationalgefühl beschämt die Augen niederschlagen müssen.

Wenn ein Ausländer in München oder Stuttgart die Postwertzeichen des Reiches für ungültig erklärt sieht, wenn er liest, was kürzlich eine Zeitung rügte, wie es Baiern nur habe zugeben können, daß die Versicherungsmarken für Alter und Invalidität auch innerhalb der blauweißen Grenzen den Reichsadler tragen statt des allein berechtigten bairischen Löwen, wenn er bei Trinksprüchen auf den Landesherrn diesen auch als obersten Kriegsherrn der Armee gefeiert hört, wenn er in den Hauptstädten der europäischen Großmächte neben dem deutschen Botschafter eine Schar von diplomatischen Vertretern der deutschen Mittelstaaten ein zweckloses, aber darum nicht weniger selbstbewußtes Dasein führen sieht, wie in den Zeiten des seligen deutschen Bundes — dann muß er einen sonderbaren Begriff von der deutschen Einheit bekommen. Dem Deutschen aber, der an diese Punkte rührt, wird mit dem Pathos loyalster Entrüstung das Wort „Reservate!“ entgegengeschleudert. Hände weg! das ist heiliges Land! Ja wohl, da sind sie, die Reservatrechte, von der Verfassung des Reiches verbrieft und geschirmt, und wohl kann von der Seite nicht daran gerüttelt werden, die sie bewilligt hat. Aber daß sie leben, zwanzig Jahre nach der Kaiserfeier zu Versailles, daß sie nicht allein Verteidiger finden, sondern Freunde, die sie erweitern und verstärken möchten, das ist das Unbegreifliche. Damals waren sie nicht zu umgehen, um den mühsamen Bau des Reiches unter Dach zu bringen; sie waren der aufgedrungene Verzicht auf manche Klammer für die Festigung des Reiches. Wir haben damals froh und dankesfüllt das Nichtfest des hehren Domes deutscher Einheit gefeiert. Aber wir haben auch gemeint, er sollte im Innern ausgebaut, vollendet werden, durch opfermutige Arbeit aller, die daran wirken, durch eine heilige Liebe zum großen Vaterlande, die willig von der eignen Hoheit hingäbe zur Ehre und zum Heile des Ganzen! Es ist nicht geschehen. Die Lücken und die Fugen sind nicht geschlossen, und leise, aber merklich nagt der Zeiten wechselvoller Lauf an dem schlecht verwahrten Bau.

Was wir hier schildern und was sich als Bild aus den Einzelzügen zusammensetzt, das ist viel mehr, als ein gelegentliches Aufklackern des Partikularismus. Es ist ein chronischer Partikularismus, das heißt, das mangelnde Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Geist der Spaltung und Zerklüftung, des Lockerns und Auseinanderstrebens. „Ihr Kaiser kommt zu uns,“ sagte zu mir, dem Preußen, vor Jahren einmal eine Frau aus den Dresdner Hofkreisen.

Daß es der gemeinsame deutsche Kaiser sei, kam ihr nicht in den Sinn. „Ihr Kaiser“ — das ist der Ausdruck eines erschreckend großen Bruchtheiles des deutschen Volkes, der Kaiser und Reich unwillig oder gleichgiltig als fremde Bestandteile seines Daseins empfindet. Und im Gegensatz zu den Blättern, die blind an solchen Zuständen vorübergehen oder mit gewandter Dialektik darüber hinweghüpfen, muß man den andern noch dankbar sein, die wenigstens offen heraus sagen, daß sie das Sondertum wollen und auf seine Kräftigung hinarbeiten.

„Achtung und Schonung der berechtigten Stammeseigentümlichkeiten“ ist im vergangenen Winter ein beliebtes Mahnwort gewesen, das der Süden dem Norden zugerufen hat. Ich glaube, rührender, zartfühlender in dieser Beziehung ist wohl nie eine Staatskunst verfahren als die unsrige. Durch diese Schonung haben wir es fertig gebracht, daß die Elsäßer heute französischer sind als vor dem Kriege, und daß nach einem Vierteljahrhundert das Welfentum in ungebrochener Stärke blüht. Ebenso werden wir gebeten — mit einer Freundlichkeit, die den Pferdefuß schlecht versteckt — die Schwarzseherei, die Unkenrufe zu unterlassen. Wahrlich, es ist keine erfreuliche Aufgabe, die Cassandra zu spielen. Aber wem das Herz für sein großes, schönes Vaterland schlägt, wer es einig, frei und glücklich erhalten will, der sorgt beizeiten und warnt, ehe es zu spät ist.

Wir haben unsern Bismarck gehabt, nein, gottlob! wir haben ihn noch, der uns das Reich gegründet und aufgerichtet hat. Möchte nie die Zeit kommen, wo wir einen Richelieu herbeiwünschen, es zu vollenden!

München, im März 1891



Zur Frage der Fleischeinfuhr

Von U. Eschenbach



ußer der jüngsten Reichstagsdebatte in der zweiten Lesung des Stats sind es drei Punkte, die von neuem den Blick auf das Verbot der Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch (und Schweineschmalz) gelenkt haben: der Preis des frischen Fleisches, die Mac-Kinley-Bill, für die das Verbot unter Umständen als Kompensationsmittel gelten kann, und endlich das neue amerikanische Gesetz über die Verhinderung des Verkaufs von verfälschtem Schmalz. Zur Beur-